

Denken – Sprache – Wirklichkeit

Grundlinien der Sprachphilosophie

Wilhelm von Humboldts*

1. Sprachphilosophie

Humboldt war bereits achtzehn Jahre alt, als Herder darüber klagte, daß der Wunsch Bacons „nach einer *allgemeinen Physiognomik der Völker aus ihren Sprachen*“ noch immer nicht erfüllt sei, da doch zu erwarten wäre, daß „sich die reichste *Architektonik menschlicher Begriffe*, die beste *Logik und Metaphysik des gesunden Verstandes* daraus ergäbe. Der Kranz“, so fährt Herder fort, „ist noch aufgesteckt, und ein anderer *Leibnitz* wird ihn zu seiner Zeit finden“.¹

Herder gelangt bis an die Schwelle einer sprachphilosophischen Erneuerung der Ersten Philosophie: In der Sprache erkennt er „das sonderbare Mittel zur Bildung der Menschen“.² Dem Erkenntnisoptimismus einer mathematischen Weltweisheit hält er entgegen: „eine reine Vernunft ohne Sprache ist auf Erden ein utopisches Land“, denn „Sprache ist der Charakter unsrer Vernunft, durch welche sie allein Gestalt gewinnt und sich fortpflanzt“.³ Doch auf der Schwelle zur sprachlichen Wirklichkeit der Welt macht er kehrt und schaut voll Trauer zurück in das Traumland einer paradiesischen, d.h. sprachfreien Vernunft: Die Bindung an Worte erscheint wieder als die natürliche Unvollkommenheit des menschlichen Denkens, die reine Wahrheit bleibt jenseits desselben verborgen. Im Geist der neuzeitlichen Sprachreflexion eines Hobbes oder Leibniz stellt er fest: „*Keine Sprache druckt Sachen aus, sondern nur Namen* [...] Unsre arme Vernunft ist also nur eine bezeichnende Rechnerin.“⁴ – Der Sache nach fügt Humboldt diesem Gedanken nichts Neues hinzu. Aber er wertet ihn um, und darin liegt das Neue, worin sich die Geburt der Sprachphilosophie ankündigt: Worte allein erschließen uns das Denken und die Din-

* Der vorliegende Text ist eine Zusammenfassung des Abschnitts „V. Sprache“ der Schrift des Vf. *Wilhelm v. Humboldt*, München 1990.

¹ Johann Gottfried Herder, *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*, Teil II, Buch 9, Kap. 2, in: Herder, *Werke*, Bd. 6, hg. v. M. Bollacher u.a., Frankfurt a.M. 1989, 354.

² Aus dem Titel desselben Kapitels, ebd., 345.

³ Ebd., 348.

⁴ Ebd., 348 f.

ge. Ihre lediglich durch das gegenseitige Verständnis gebundene, im übrigen jedoch unerschöpfliche Bedeutsamkeit ist kein Zeichen von Unvollkommenheit, sondern von Stärke. – Doch solche Wertungen sind auch heute noch ungewohnt und bedürfen der Erläuterung.

Schon in frühester Zeit war für Humboldt das Denken eine Frage des Stils; und der Stil eine Frage des Charakters. Der Erforschung des Charakters – von Personen und Nationen, von Ländern und Zeiten, von Gattungen der Kunst und ihren Epochen – galt sein ganzes Interesse. Die besondere Sprache individueller Formen dieser Art spielte dabei wohl auch eine Rolle, zunächst aber eine geringere als bei Herder: Sie erschien als einer unter vielen Charakterzügen. Erst die beiden Pariser Reisen von 1799 und 1801 ins Baskenland und das dadurch veranlaßte intensive Studium der baskischen Sprache lösen eine Neuorientierung aus. Rückblickend schreibt Humboldt an Friedrich August Wolf, den Freund und Mentor seiner alphilologischen Studien, er glaube, hier „die Kunst entdeckt zu haben, die Sprache als ein Vehikel zu brauchen, um das Höchste und Tiefste und die Mannigfaltigkeit der ganzen Welt zu durchfahren“.⁵ Diese Kunst hat er von niemandem lernen können, er mußte sie selbst erfinden.

Trotz umfassender empirischer Sprachforschungen geht es Humboldt jedoch nicht in erster Linie um eine Vermehrung unseres Wissens über die einzelnen Sprachen. Vielmehr dient ihm alles Sprachstudium vornehmlich dazu, die Natur der Sprache selbst zu begreifen, die nicht unabhängig vom Menschen, von seinem Denken und der Welt seiner Gegenstände zu erfassen ist: „Die wahre Wichtigkeit des Sprachstudiums liegt in dem Antheil der Sprache an der Bildung der Vorstellungen. Hierin ist alles enthalten, denn diese Vorstellungen sind es, deren Summe den Menschen ausmacht.“⁶ Indem er die Aufgaben eines solchen „gründlich und philosophisch“ angestellten vergleichenden Sprachstudiums immer klarer zu erkennen glaubt, muß er feststellen, daß es an einer derartig umfassenden Fragestellung noch durchaus mangelt. Die Sprachforschung steht noch immer auf dem Boden der Vorstellung des natürlichen Bewußtseins von der Natur der Sprache: „Den nachtheiligsten Einfluss auf die interessante Behandlung jedes Sprachstudiums“, so schreibt Humboldt schon 1806, „hat die beschränkte Vorstellung ausgeübt, dass die Sprache durch

⁵ *Wilhelm von Humboldt's gesammelte Werke*, 7 Bde., hg. v. Carl Brandes, Berlin 1841–1852 (ND Berlin 1988), Bd. 5, 267 f.

⁶ Wilhelm von Humboldt, *Gesammelte Schriften*, im Auftrag der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften, 17 Bde., hg. v. Albert Leitzmann u.a., Berlin 1903–1936 (ND 1967/68), Bd. VI, 119.

Convention entstanden, und das Wort nichts als Zeichen einer unabhängig von ihm vorhandenen Sache, oder eines eben solchen Begriffs ist“.⁷

Sehr früh tritt Humboldt dieser gewöhnlichen Vorstellung mit einer ungewöhnlichen Vision entgegen: „Die Sprache stellt offenbar unsre ganze geistige Tätigkeit subjektiv (nach der Art unsres Verfahrens) dar, aber sie erzeugt auch zugleich die Gegenstände, insofern sie Objekte unsres Denkens sind.“ Sie ist daher „das Mittel, durch welches der Mensch zugleich sich selbst und die Welt bildet oder vielmehr seiner dadurch bewußt wird, daß er eine Welt von sich abscheidet“. Man kann diese Worte als die Geburtsurkunde der Humboldtschen Sprachphilosophie ansehen. Sie finden sich in einem Brief an Schiller vom September 1800,⁸ wurden also in der Pariser Zeit zwischen den beiden Reisen ins Baskenland geschrieben, einer Zeit intensiven Studiums der baskischen Kultur und Sprache. Worin aber liegt das Neue und Eigentümliche dieser Betrachtung der Sprache?

Die Sprache galt immer schon als Vermittlerin zwischen Denken und Sein. Dabei lag die Annahme zugrunde, daß Denken und Sein unabhängig voneinander sowie von der Sprache und zudem vor dieser da und bestimmt seien. Folglich mußte sich die Sprache in ein Verhältnis zu beiden Seiten setzen und das Getrennte verbinden. Aus dieser Ansicht ergab sich die geläufige und scheinbar so natürliche Einteilung der Sprache in Grammatik und Lexikon. Die Grammatik sollte das Denken, der Wortschatz die Welt abbilden. Die Unmöglichkeit, eine solche nachträgliche Verbindung des vollkommen Verschiedenen zu denken, die im Scheitern der Sprachursprungstheorien des 18. Jahrhunderts nur besonders deutlich zum Ausdruck kam, dürfte für Humboldt ein Anlaß zur Umkehr des Verhältnisses gewesen sein. – Im folgenden möchte ich diese zugleich sprachphilosophisch wie sprachtheoretisch begründete Umkehr skizzieren.

2. Sprache (Grammatik) und Denken

a. Grammatik des möglichen Denkens

Seit ihren antiken Anfängen galt die Logik als die allgemeine Form der Verknüpfung von Begriffen im Urteil. Soweit eine Grammatik überhaupt Regeln der Verknüpfung von Worten im Satz enthielt, betrafen sie die Frage, wie die logischen Formen des Urteils in einer besonderen Sprache zum Ausdruck

⁷ GS III, 167.

⁸ *Der Briefwechsel zwischen Friedrich Schiller und Wilhelm von Humboldt*, 2 Bde., hg. v. Siegfried Seidel, Berlin 1962, Bd. 2, 206 f.

gebracht werden können. Die Logik ist damit verstanden als die allgemeine Grammatik des Denkens. Auch Humboldt geht von dieser Bestimmung aus, wenn er die Verschiedenheit der Sprachen in Hinblick auf ihre grammatischen Formen näher zu ergründen versucht. Denn, so erläutert er, die allgemeine Grammatik

„umfasst und entwickelt, was, vermöge der Einerleiheit der Gesetze des Denkens und der wesentlichen Natur der Sprache, in allen Menschen Gemeinsames liegt. Jedes durch sie begründete Verhältniss lässt sich, in irgend einer Art es wiederzugeben, in jeder Sprache nachweisen, wenn es dieser gleich an einer besondern Bezeichnung desselben fehlt, der Typus wohnt, als Form des Denkens und des Ausdrucks, dem Menschen als Menschen, mithin allen Nationen ohne Ausnahme bei“.⁹

Worin aber besteht dieser allgemeine Typus, und wie läßt sich ihm gegenüber die grammatische Verschiedenheit der Sprachen bestimmen? Hier beruft sich Humboldt zunächst auf die Gesetze des Verstandes als denjenigen Kanon, dem jede Grammatik notwendig entsprechen müsse. Die Spezifikation dieser Gesetze übernimmt er von Kant und läßt sie unangetastet; er betrachtet sie als die philosophische Grundlage einer jeden Grammatik. Bezeichnenderweise aber läßt Humboldt sich niemals näher über die allgemein-grammatische Darstellungsweise der Verstandesgesetze aus. Flüchtige Erläuterungen deuten lediglich an, wie bestimmte Kategorien in besonderen Sprachen tatsächlich zum Ausdruck gebracht werden, nicht aber, wie sie ausgedrückt werden können oder müssen. Vielmehr räumt er ausdrücklich ein, daß sie auch, wie das Beispiel des Chinesischen lehrt, „stillschweigend“ oder „lautlos“ wirksam sein können.¹⁰

Grammatischer Sprachvergleich wurde stets und wird auch von Humboldt im Blick auf eine solche „philosophische Grammatik“ durchgeführt. Damit wird das Gleiche im Verschiedenen bestimmt, die Verschiedenheit als solche hingegen bleibt unbestimmt. Das Besondere der Grammatik (Sprachform), insofern sie sich von der Logik (Denkform) unterscheidet, kommt nur als Rest, als Mangel oder Überschuß, in den Blick. Der Versuch, die Verschiedenheit der grammatischen Sprachformen von der Logik her zu erklären, endet aporetisch.

⁹ GS VI, 342.

¹⁰ Vgl. GS VI, 364, 397.

b. „rebus additus homo“

Humboldt zieht Konsequenzen aus dieser Aporie der traditionellen Sprachansicht. Es kann als sein erster grundlegender Beitrag zur Philosophie der Sprache angesehen werden, daß er die Grammatik von der Herrschaft der Logik befreit, indem er dem von dieser nicht bestimmbareren „Rest“ in ihr einen eigenen Wert zuerkennt. Dieser „Rest“ ist der „dem objektiven Gedanken hinzutretende Mensch“, wie Humboldt in Abwandlung eines Wortes von Francis Bacon (*ars sive rebus additus homo*)¹¹ zunächst vorsichtig andeutet; oder die den objektiven Gedanken bildende subjektive Tätigkeit des Denkens, wie er später deutlicher formuliert.¹² Die Rangordnung von Logik und Grammatik wird damit verkehrt: Man gewinnt die „Denkform“ aus der „Sprachform“ durch Abstraktion von den subjektiven Bedingungen wirklicher Rede.

Die Bedeutung des subjektiven Moments unseres sprachlich vermittelten Denkens und sein Vorrang vor dem objektiven Moment ergeben sich für Humboldt aus einer Analyse des grammatischen Verfahrens der Sprache; näher aus dem Scheitern des Versuchs, innerhalb der Sprache eine genaue Grenzlinie zwischen Logischem und Außerlogischem zu bestimmen. Dabei nämlich macht er folgende Entdeckung: Das Außerlogische in der Sprache ist weder Mangel noch Überfluß, als welcher es erscheint, wenn man es am Logischen zu messen versucht. Vielmehr ist es von anderer Art als das Logische, mithin logisch gar nicht erfäßbar. Denn es gehört nicht zur Analyse des Gesprochenen (des Gemeinten, des stoischen *lektón*, eben des Logischen), sondern zur Analyse des Sprechens: Der Unterschied zwischen allgemeiner Grammatik und Logik, so konkretisiert Humboldt diesen Gedanken,

„äußert sich vorzugsweise in zwei, aber wichtigen und folgenreichen Punkten. Das logische Urtheil und der grammatische Satz stehen durch alle ihre Arten und Unterarten hindurch, in der Verbindung und Trennung der Begriffe genau auf derselben Linie. Aber die Logik behandelt diese idealen Verhältnisse bloss an und für sich, im Gebiete der Möglichkeit, des absoluten Seyns. Die Sprache setzt sie in einem bestimmten Moment [...] Dadurch wird der todtte Verhältnissbegriff, gleichsam das Verbindungszeichen der mathematischen Gleichung, zu lebendiger Bewegung. Es entsteht das Verbum, der Mittelpunkt und der Keim der ganzen Grammatik. Die Sprache richtet ferner den in Worte gefassten Gedanken immer an einen Andren [...] Darin und in der Natur des Verbum, das eine Person voraussetzt, hat das Pronomen seinen Ursprung. Verbum und Pronomen sind also die Angeln, um die sich die ganze Sprache bewegt“.¹³

¹¹ Vgl. GS III, 10; GS V, 9.

¹² GS VI, 155; GS VII, 55.

¹³ GS VI, 346.

c. Grammatik der wirklichen Rede

Verbum

Es geht hier nicht um die Wortart des Verbs, sondern um den Ort der „Synthesis des Seins mit dem Begriff“, der in unseren Sprachen gewöhnlich durch das Verb (genauer: durch die satzbildende Funktion der finiten Verbform des Prädikats) ausgedrückt wird. Verbum in diesem Sinn ist eine Kategorie des Sprechens, nicht der logischen Form des Urteils. Es stellt den Wirklichkeitsbezug der Rede her. Die verbindende Funktion des grammatischen Satzes liegt im *verbum finitum* so wie die des logischen Urteils in der Kopula. Beide leisten auf ihre Weise die „Verbindung und Trennung der Begriffe“, die Kopula „im Gebiete des Möglichen, des absoluten Seyns“, das Verbum hingegen „in einem bestimmten Moment“ des wirklichen Seins.¹⁴

Pronomen

Auch hier geht es nicht um die Wortart des Pronomens, sondern um „Personenwörter“. Während das Verbum nicht nur den Sprecher mit der Welt verbindet, sondern auch die Teile des Satzes zusammenschließt und wegen dieser Funktion auch als eine wichtige grammatische Kategorie angesehen wird, gilt das (Personal-) Pronomen in der Grammatik als eine Randerscheinung. Es hat nur repräsentative Funktionen und scheinbar keine weitere, vor allem keine eigene Bedeutung; mit der Welt oder den Gegenständen der Rede hat es nichts zu tun. Für das Sprechen hingegen ist es wesentlich, denn es bestimmt die personalen Relationen der Sprecher. Wie das Verbum ist es damit kein unterscheidendes Merkmal verschiedener Sprachen, sondern Bedingung von Sprache überhaupt, es gehört zu ihrem allgemeinen Typus – gleichgültig, ob und wie es in der Grammatik einer besonderen Sprache markiert ist.

Beide also, das die Rede mit der Wirklichkeit überhaupt verknüpfende *Verbum* und das die Rede in der Wirklichkeit verortende *Pronomen* machen das subjektive Moment der grammatischen Form der Sprache gegenüber der reinen Objektivität der in ihr ausgedrückten Form des Denkens aus. Durch das Verbum ist das Subjekt überhaupt mit dem Objekt, durch das Pronomen ein bestimmtes Subjekt mit anderen Subjekten verbunden.

¹⁴ GS VI, 346.

3. Sprache (Lexikon) und Welt

Wer nach dem Verhältnis von Sprache und Welt zu fragen versucht, steht vor einer prinzipiellen Schwierigkeit. Welt und Sprache sind unendliche Größen, sie sind als Ganze unbestimmt und auch nicht bestimmbar. Von Anfang an hat die Philosophie daher die Frage nach dem Verhältnis von Sprache und Welt, um diese auf überschaubare Größen zu reduzieren, in die Frage nach dem Verhältnis von Wörtern und Sachen transformiert. Reden erscheint als ein Benennen (von Sachen), die Rede als aus Namen (von Sachen) zusammengesetzt, folglich orientiert sich die Bedeutungsfrage grundsätzlich am einzelnen Wort: So kann man es bei Platon in dem für die abendländische Sprachphilosophie grundlegenden und richtungweisenden Dialog *Kratylos* lesen. – Wie aber beziehen sich die Wörter auf die Sachen? Oder, so muß man vom aporetischen Ende des *Kratylos* ausgehend weiter fragen, sind die Relata – Namen und Sachen – vielleicht falsch bestimmt?

a. Sprache und Welt

Es gibt und es gab schon zu Zeiten Platons die Vorstellung, es sei das Wesen der Wörter, Dinge zu bezeichnen; Dinge in der Bedeutung von möglichen Gegenständen der sinnlichen Anschauung. Mit dieser Vorstellung gerät man in eine erste Schwierigkeit, sobald man fragt, ob *alle* Wörter Dinge bezeichnen. Wenn ja, dann wären „Wort“, „Gedanke“, „ich“ keine Wörter, denn sie bezeichnen Nicht-Dingliches. Also nein; man schränkt ein und behauptet, wenigstens einige Wörter bezeichnen Dinge. Dieser Satz sagt aber nicht mehr das Wesen der Wörter aus, denn er soll für einige Wörter gelten, für andere nicht.

Es gibt aber auch, und zwar seit der Zeit, da man sich wissenschaftlich mit der Sprache zu beschäftigen begann, den Gedanken, daß Wörter nicht Dinge, sondern Begriffe bezeichnen (die *lektá* der Stoiker). Damit scheint die erste Schwierigkeit behoben zu sein. Denn wenn Wörter Begriffe bezeichnen, dann Begriffe nicht nur von Dingen, sondern von Gegenständen aller Art. Nun zeigt sich aber bald, daß die Rede mehr bezeichnende Elemente enthält, als sie Begriffe von Gegenständen bezeichnet. Zum Zweck der wissenschaftlichen Sprachbetrachtung half man sich hier von Anfang an durch die Einteilung der Elemente der Rede in lexikalische und grammatische. Die begriffsbezeichnende Funktion wird auf den lexikalischen Teil der Elemente der Rede beschränkt, die übrigen Elemente werden als nur für die logische Verknüpfung der Begriffe bedeutsam angesehen. – Doch damit ist man, auf allgemeinerer Ebene, wieder bei jener abgeschwächten Behauptung angelangt: Einige Wörter bezeichnen Begriffe, andere nicht.

Die Schwierigkeit des Gedankens, daß Wörter Begriffe bezeichnen, ergibt sich mithin aus der Absicht, alle Rede als im Grunde die logische Form des Urteils abbildend anzusehen. Denn aufgrund dieser Absicht wird die Sprachreflexion genötigt, vom einfachen Wort (das dem logischen Begriff entsprechen soll) bzw. vom einfachen Satz (der dem logischen Urteil entsprechen soll) auszugehen. Sieht man von ihr ab, dann läßt sich dieselbe Definition des durch die Sprache Bezeichneten folgendermaßen allgemeiner aussagen: *Durch die Rede werden fortlaufend Begriffe unterschieden und auf diese Weise Gegenstände bestimmt.* Diese Definition gilt vor aller Einteilung der Rede in Wörter und Sätze, in grammatische und lexikalische Elemente usw. Es bleibt also die Einsicht bewahrt, daß die Sprache niemals Dinge bezeichnet, sondern nur Begriffe – doch mit der entscheidenden Wendung, daß sie diese nicht eigentlich bezeichnet, sondern unterscheidet. Durch die Unterscheidung von Begriffen aber werden Gegenstände spezifiziert, zum Beispiel als Dinge.

b. Die Individualität des Wortes

Dennoch bleibt die Frage: was ist, oder näher, was und wie bezeichnet bzw. bedeutet ein Wort? – Nach Humboldt steht das Wort zwischen dem Bild (Symbol) und dem Zeichen. Es hat teil an beiden. Auch hier hilft ein Verweis auf Platon. Die Ansicht des Kratylos, nach welcher der Name die Sache (natürlich) *abbilde*, und die Ansicht des Hermogenes, nach welcher der Name die Sache (konventionell) *bezeichne*, werden, in Hegelschen Worten gesagt, aufgehoben und zu Momenten des Wortes herabgesetzt. Durch das Wort und in ihm sind Begriff und Gegenstand *unterschieden*. „Das Wort giebt dem Begriffe Gestaltung [...] und sinnliche Geltung“¹⁵ – das ist sein Wesen und zugleich das des Begriffs. Denn ein Laut, der keinen Begriff bedeutet, ist kein Wort; und die Vorstellung, die nicht durch ein Wort bestimmt wird, kein Begriff. „Was der Mensch denken kann, das vermag er auch zu sagen.“¹⁶ Und was er nicht sagen kann, nämlich die sprachlose Vorstellung eines Gegenstands, vermag er auch nicht zu denken. Was er aber weder zu sagen noch zu denken vermag, das kann auch kein deutlicher Gegenstand für ihn sein. Der sprachlose Gegenstand und sein vollständiger Begriff sind Fiktionen der einfachen Reflexion auf die Sprache. Das ursprüngliche, dieser Reflexion vorausliegende Dasein ist die sprachliche Form, für Humboldt näher das Wort als „das wahre Individuum in der Sprache“.¹⁷

¹⁵ GS V, 419.

¹⁶ GS V, 433.

¹⁷ GS V, 410.

c. Die Nicht-Identität der Bedeutung

Als Individuum ist das Wort auf seine Sprache als auf seine Welt bezogen. Doch diese sprachliche Welt ist nicht mehr die Eine Welt als die für alles Denken verbindliche von Gott geschaffene, folglich sprachfreie *omnitudo realitatis*, sondern selbst eine individuelle Form, die sich im Wechselspiel mit anderen individuellen Formen gebildet hat und ständig wandelt. Damit wird der Identität der Bedeutung der vermeintlich feste Boden entzogen. Ihre einfache Negation aber, die bloße Nicht-Identität der Bedeutung, wäre das Ende der Sprache. Einem Zerfall der Bedeutung in die bloße Bedeutungslosigkeit durch die notwendig gewordene Aufhebung ihrer Identität begegnet Humboldt mit dem Gedanken einer *doppelten Modifikation* der Bedeutung im wirklichen Wort. Durch diesen Gedanken werden die zwei notorischen Ängste, die der sprachphilosophische Zweifel an den Voraussetzungen des metaphysischen oder des erkenntnistheoretischen Fundamentalismus auch heute noch provoziert, nämlich die Skylla des Relativismus und die Charybdis des Solipsismus überwunden.

Das vergleichende Sprachstudium macht deutlich, daß der Zusammenhang aller Wörter in jeder Sprache ein anderer ist. Diese Tatsache ist der Grund dafür, daß es keine strenge Synonymie zwischen „gleichbedeutenden“ Wörtern verschiedener Sprachen geben kann.¹⁸ Doch der Sprachvergleich dient, was diese Frage betrifft, nur dazu, das Moment der Nichtidentität der Bedeutungen an auffallenden Beispielen deutlich zu machen. Die „strenge und ganz genaue Analyse“ findet dasselbe notwendig in aller Bedeutung. Denn das die Bedeutung tragende und bestimmende Sprachgefühl, die dunkle Empfindung des Zusammenhangs eines jeden Wortes mit dem unendlichen Gewebe einer Sprache im Ganzen ist, wie jede Empfindung, subjektiv, mithin individuell verschieden. In jedem Subjekt klingen bei demselben Wort andere Vorstellungen an, in jedem geht die Analogiebildung andere Wege. Oder anders ausgedrückt, *jedes Subjekt versteht dasselbe Wort als Teil eines anderen Gewebes*, modifiziert die (als allgemein vorausgesetzte) Bedeutung der Wörter nach seiner Art. Dies ist der präzise Sinn des Satzes, daß jeder Mensch, selbst wenn er dieselben Worte verwendet, eine andere Sprache spricht. So betrachtet aber scheint die in der allgemeinen Sprache noch ungewisse Bedeutung als fester individueller Sprachbesitz vollständig bestimmt zu werden.

Doch das Subjekt macht Erfahrungen, gerade indem es versteht und spricht. Auf diese Weise wird durch den Gebrauch selbst die Bedeutung noch einmal modifiziert, so daß das Wort „wahrhaft seine Vollständigkeit und Individualität

¹⁸ GS V, 420; vgl. GS IV, 248.

nur in dem jedesmaligen Denken hat“.¹⁹ Die einfache individuelle Modifikation der Bedeutung würde die allgemeine Sprache nur in untereinander fremde Privatsprachen zerschlagen. Es ergäbe sich die widersinnige Vorstellung, daß jedes Individuum mit gleichlautenden Worten konstant verschiedene Begriffe verbände. Verständigung im Sinn einer wechselseitigen Bildung der Subjekte im Medium der gemeinsamen Rede wäre bei äußerlich gleicher Sprache ebenso unerklärlich wie zwischen äußerlich ungleichen Sprachen. Die Modifikation der Modifikation aber hebt die vollständige Bestimmtheit der Bedeutung auf, indem sie die Vorstellung vom festen Gefüge einer bestimmten Sprache verflüssigt. Im Licht der Freiheit des Subjekts, die Sprache den Umständen entsprechend nach Gelegenheit und Bedarf anders und anders – in (un)gewissen Grenzen – gebrauchen zu können, erscheint die Bestimmtheit der Bedeutung nunmehr als ein Moment der im anderen Moment verklingenden Rede.

d. Sprachliche Weltansichten

Der Gedanke von der doppelten Modifikation der Bedeutung im wirklichen Wort ist die logische Grundlage der bekannten Humboldtschen These von den sprachlichen Weltansichten. In jedem gesprochenen Wort klingt eine ganze Sprache an. Mit der (äußeren) Gleichheit des Wortes aber verbindet sich die (innere) Verschiedenheit der Sprache, von der die Bedeutung des Wortes getragen wird. Nur das Wort wird ausgesprochen. Man kann sich wohl darüber verständigen, welche Merkmale mit seinem Begriff deutlich gedacht werden sollen, niemals aber festlegen, welche anderen Vorstellungen und in welchem Grad von Klarheit oder Dunkelheit beim Erklingen derselben „Hülle“ des Begriffs, beim Lesen derselben Buchstaben mitverstanden werden. Es ist die weitgehend dunkle und nur im Sprechen und Verstehen deutlich werdende *Ansicht* des Ganzen der Gegenstände, die im wirklichen Gebrauch eines Wortes anklingt und dessen allgemeiner Form im Moment vollständige individuelle Bestimmtheit verleiht.

Zur Benennung dieses Ganzen greift Humboldt auf den schon in der Ästhetik terminologisch eingeführten Begriff der *Welt* zurück. Der Inbegriff aller meiner Vorstellungen, alles, was für mich auch nur die geringste Bedeutung hat, und vor aller näheren Einteilung, *als was* es im einzelnen Bedeutung haben mag, das ist für mich die Welt. Da ich aber einen vernünftigen Begriff von mir selbst nur habe, indem ich mich als ein von anderen unterschiedenes Subjekt ansehe, und da der Begriff von der Andersheit anderer Subjekte nur

¹⁹ GS V, 418.

das enthält, daß diese die Welt jeweils anders ansehen, begreife ich den Inbegriff aller meiner Vorstellungen notwendig als *meine Weltansicht*.

Die ständige Modifikation der Bedeutung durch den Gebrauch der Worte hält sich in den Grenzen der Verständlichkeit. Dadurch werden die Bedeutungen einerseits stabilisiert, ohne zu ewigen Ideen zu erstarren, andererseits werden sie flexibilisiert, ohne ins Chaos der Bedeutungslosigkeit zu versinken. So bildet sich der Sinn der Rede. Diese Bildung aber geschieht durch „die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Ausdruck des Gedanken fähig zu machen“ – dies ist die berühmte Humboldtsche Bestimmung der „Sprache, in ihrem wahren Wesen aufgefasst“, nämlich nicht als „Werk (Ergon)“, sondern als „Thätigkeit (Energeia)“, oder „die Definition des jedesmaligen Sprechens“.²⁰

4. Das Problem des Verstehens

Wenn wir nicht alle in ein und derselben Welt leben, sondern jeder seine eigene Weltansicht bildet, wie wir nicht alle ein und dieselbe Sprache sprechen, sondern jeder die Worte der anderen auf seine eigene Weise zu interpretieren genötigt ist, wie ist dann gegenseitiges Verstehen überhaupt als möglich zu denken? – Es geht hier nicht um die Frage, *ob* wir uns verstehen können. Denn wir verstehen uns offenkundig, wenn auch nicht immer und überall und niemals vollkommen. Sondern es geht um die Frage, welchen *Begriff* wir uns von unserem Verstehen machen können. Und da zeigt es sich, daß die scheinbar so natürliche, näher besehen aber nur eben gewöhnliche Vorstellung, nach welcher zwei Individuen sich dann verstehen, wenn sie in (vorsprachlichen) Gedanken über (außersprachliche) Gegenstände übereinstimmen, nicht einlösbar ist. Das wahre tertium comparationis der Verständigung ließe sich nur aus einer göttlichen Perspektive bestimmen, die einzunehmen auch die Philosophen nicht mehr willens und in der Lage sind. So bleiben uns zur Überprüfung der Worte und ihrer Wahrheit oder ihrer Übereinstimmung mit der Natur der Dinge – nur andere Worte: Worte, die im Moment unstrittig sind und folglich als Kriterium für strittige Worte gelten können.

Das Problem des Verstehens, d.h. das Problem, einen verständlichen Begriff des Verstehens zu entwickeln, ist das Grundproblem aller Sprachphilosophie. Am Leitfaden dieses Problems möchte ich daher im folgenden die Eigentümlichkeit des Humboldtschen Sprachbegriffs zusammenfassend charakterisieren

²⁰ GS VII, 45 f.

und die allgemeine philosophische Bedeutung dieses Begriffs sichtbar machen. Es geht dabei a) um das Problem der Begriffsbildung in Denken und Sprechen sowie in Sprechen und Widersprechen, b) um die personalen Relationen in der Rede und c) um den Prozeß der Individualisierung des Ich durch die „Arbeit des Geistes“ in Erkennen und Verstehen.

a. Genealogie des Denkens

„Subjective Thätigkeit bildet im Denken ein Object. Denn keine Gattung der Vorstellungen kann als ein reines Beschauen eines schon vorhandenen Gegenstandes betrachtet werden.“²¹ Im vernommenen Wort hat die Vorstellung selbst eine sinnliche Gestalt. In ihm wird sie, „der subjectiven Kraft gegenüber, zum Object, und kehrt, aufs neue wahrgenommen, in jene zurück“.²² Nur im Wort und am Wort hat das Denken einen ihm angemessenen Gegenstand, den deutlichen Begriff. Denn allein in und an ihm wird die Vorstellung „in wirkliche Objectivität hinübersetzt, ohne darum der Subjectivität entzogen zu werden“. Und ohne diese Versetzung wäre „die Bildung des Begriffs, mithin alles wahre Denken unmöglich. Ohne daher irgend auf die Mitteilung zwischen Menschen und Menschen zu sehn, ist das Sprechen eine nothwendige Bedingung des Denkens des Einzelnen in abgeschlossener Einsamkeit“.²³ – Das Sprechen ist damit als eine notwendige Bedingung des Denkens bestimmt. Aber es ist noch nicht begriffen als dessen hinreichende Bedingung. Es bringt die Objectivität, die das Denken sucht, nicht wirklich zustande. Denn die Welt, die es einsam bildet, läßt sich nicht von einem „Traumbilde“ unterscheiden.²⁴

Wie aber gewinnt das Denken in der Rede objektive Gültigkeit? Ein Mensch allein würde weder die Welt noch sich selbst verstehen. Er könnte sich nicht im Denken orientieren und kein Selbstbewußtsein bilden. Das natürliche Individuum würde zugrunde gehen, bevor es zu einem geistigen Individuum geworden wäre. Und Humboldt folgert: „Die Sprache muss nothwendig zweien angehören, und gehört in der That dem ganzen Menschengeschlecht an.“²⁵ Dies ist das andere wesentliche Moment ihres Begriffs. Die Sprache vermittelt nicht nur ein Subjekt mit Objekten, sondern auch Subjekte untereinander. Genauer, jene Vermittlung vollendet sich nur, insofern diese gelingt. Denn, wie gesagt, der Begriff des Gegenstands wird im Denken „erzeugt, indem er sich aus der bewegten Masse des Vorstellens losreißt, und dem Subject gegenüber

²¹ GS VI, 155.

²² Ebd.

²³ Ebd.

²⁴ GS V, 381.

²⁵ GS VI, 180.

zum Object bildet“.²⁶ Das geschieht in der wirklichen Artikulation des Wortes, d.h. im gesprochenen oder auch nur gedachten Laut. An dieser Stelle läßt Humboldt die notwendige Einschränkung und zugleich Ergänzung folgen: „Es genügt jedoch nicht, dass diese Spaltung in dem Subjecte allein vorgeht“, denn die subjektive Äußerung allein gewährt nur momentane Objektivität, sie kann den Gedanken nicht festhalten. „[...] die Objektivität ist erst vollendet, wenn der Vorstellende den Gedanken wirklich ausser sich erblickt, was nur in einem andren, gleich ihm vorstellenden und denkenden Wesen möglich ist.“²⁷

Es liegt also an einem unvollständigen Begriff der Sprache, wenn diese nur als eine notwendige, nicht aber als die hinreichende Bedingung des Denkens erscheint. Ein Ausdruck dieser Unvollständigkeit ist der gedankenlose Sprachgebrauch, der dem Sprechen das Hören gegenüberstellt und in beiden zusammengenommen das vermittelnde Wesen der Sprache erfaßt zu haben meint. Denn Sprechen und Hören sind die beiden Seiten einer identischen geistigen Tätigkeit, keine Seite fügt der anderen etwas hinzu. Deshalb konnte die Sprachwissenschaft das kommunikationstheoretische Sender-Empfänger Modell übernehmen und die Vorstellung des idealen Sprecher-Hörers bilden; beide Seiten sind austauschbar.

Der wahre Gegensatz in der Sprache aber ist ein anderer, einer, der die individuelle Verschiedenheit der Sprecher darstellt. Sprechen und Widersprechen, Wort und Antwort, Anrede und Erwidern – das sind die beiden wahrhaft sich gegenseitig fordernden, irreduziblen, nicht austauschbaren Momente des vollständigen Begriffs der Sprache. Es zeigt sich hier, daß zum Begriff des endlichen, durch die Sprache notwendig bedingten und sich im Sprechen artikulierenden Denkens anderes ebenso bedingtes Denken und die Wechselbeziehung beider gehören. „Im Menschen ist aber das Denken wesentlich an gesellschaftliches Daseyn gebunden, und der Mensch bedarf [...] zum blossen Denken eines dem *Ich* entsprechenden *Du*. [...] Der Begriff erreicht seine Bestimmtheit und Klarheit erst durch das Zurückstrahlen aus einer fremden Denkkraft.“²⁸ Erst in der Antwort gewinnt das Wort die Objektivität eines Begriffs. So zeigt das Sprechen erst im Widerspruch, der es aufhebt, seine Wirklichkeit. „Die Sprache kann auch nicht vom Einzelnen, sie kann nur gesellschaftlich, nur indem an einen gewagten Versuch ein neuer sich anknüpft, zur Wirklichkeit gebracht werden. Das Wort muss also Wesenheit [...] in einem Hörenden und Erwidernenden gewinnen.“²⁹

²⁶ GS VI, 160.

²⁷ Ebd.

²⁸ Ebd.

²⁹ GS VI, 26; vgl. GS VI, 160.

b. Personale Relationen

Die erste Bedingung des Denkens, die Vermittlung von Subjekt und Objekt durch Sprache, wird in der allgemeinen Grammatik durch die synthetische Funktion des Verbum bezeichnet, durch das begriffsbildende Wort schlechthin, in welchem sich die Einheit von Laut und Bedeutung vollendet. Die zweite Bedingung des Denkens, die Vermittlung von Subjekten untereinander, wird in der allgemeinen Grammatik durch die Unterscheidung der drei grammatischen Personen bezeichnet; durch sie verortet sich die Rede in der raum-zeitlichen Wirklichkeit. Diese Verhältnisse bedürfen nun einer näheren Erörterung, denn in ihnen vollendet sich der Begriff der menschlichen Rede.

Es leuchtet unmittelbar ein, daß Ich für sich allein nichts ist, daß es vielmehr nur in Unterschied zu anderem etwas sein kann. Man könnte aber meinen, ursprünglich sei nur die Unterscheidung zwischen einem Ich und seinen Gegenständen, alle weitere Einteilung letzterer sei sekundär. Doch diese Meinung gründet wieder in der solipsistischen Vorstellung vom Monolog eines unwirklichen Denkens, das eine unwirkliche Scheinwelt nach eigener Willkür einzuteilen wähnt. Durch die bloße Unterscheidung von Subjekt und Objekt wird weder das Objekt vollendet, noch wird das Subjekt wirklich unterschieden. Oder anders: Gegenüber der dritten Person allein kann sich die erste nicht bilden. Solange das Ich allein vom Nicht-Ich unterschieden wird, ist jenes nur die Kehrseite von diesem und nicht wirklich etwas anderes. Unter Gegenständen gibt es nur Gegenstände, keine Person. Was Ich sein soll, erscheint nur als komplementäres Objekt seiner Objekte, selbst also nicht wahrhaft als Ich.

Bewegung und Vielfalt kommt in die Betrachtung erst durch die zweite Person. „*Du* aber ist ein dem *Ich* gegenübergestelltes *Er*. [...] In dem *Du* [liegt] Spontaneität der Wahl.“ Durch diese Wahl, in der sich unmittelbar die Freiheit des Subjekts kundtut, dadurch daß es anderes *nicht* zum *Du* erwählt, wird das *Du* aus der „Sphäre aller Wesen“ herausgehoben und dem Ich „gegenübergestellt“. Mit der Gegenüberstellung von Subjekten in der ersten und der zweiten Person verändert auch die dritte Person ihr Wesen. „In dem *Er* selbst liegt nun dadurch, ausser dem Nicht-*Ich*, auch ein Nicht-*Du*, und es ist nicht bloss einem von ihnen, sondern beiden entgegengesetzt.“³⁰ Der Gegenstandscharakter des durch die dritte Person Bezeichneten bleibt zwar erhalten; er wird überhaupt erst dadurch vollendet, daß die dritte Person, zum gemeinsamen Gegenstand der beiden ersten Personen erhoben, *als* Gegenstand festgehalten werden kann. Aber sie ist nun Gegenstand für verschiedene Subjekte. Eine solche Entgegensetzung nach mehreren Seiten hin ist nicht mehr kontradiktorisch, der voll-

³⁰ GS VI, 161.

endete Gegenstand folglich offen für verschiedene Ansichten; er partizipiert an der Unbestimmtheit der Subjekte. Erst dem Du gegenüber bildet sich das Ich: Es begreift sich als das „sich in diesem Augenblick einem Andren im Bewusstseyn, als ein Subject Gegenüberstellende“.³¹

c. Die Individualisierung des Ich

Man muß noch einmal den gewöhnlichen Sprachbegriff in Erinnerung rufen: Wenn das Verstehen auf das Hören (als Rezeption von Information) reduziert und dem Sprechen (als Produktion von Information) entgegengesetzt wird, dann erfüllt sich der so verkürzte Begriff der Sprache im *Wissen*. Sprache erscheint als bloßes Medium der Information. Information aber ist objektiv, von ihren möglichen Trägern und von ihrer möglichen Vermittlung unabhängig. Sie läßt keinen Raum für Subjekte, nur für Fehler. Denn Wissenschaft bestimmt Gegenstände, denen sie nicht das Recht einräumt, sich selbst zu äußern. Sie werden in der dritten grammatischen Person thematisiert und bleiben von jedem Gespräch ausgeschlossen, man spricht über sie. Der Wissenschaft entspricht die Technik. Beide üben Gewalt an Gegenständen. Die Gegenstände zeigen ihre Macht, indem sie Widerstand entgegensetzen; der Gewalt kann man nur widerstehen, nicht widersprechen.

Im Verstehen hingegen vollendet sich der Begriff der Sprache als des Mediums der Bildung des Selbstbewußtseins. Verstehen ist die Tätigkeit eines Subjekts und verweist notwendig auf andere Subjekte. In ihm bestimmen Subjekte gegenseitig ihre Standpunkte und schaffen dadurch (Zwischen-)Raum für Gegenstände. Nichts ist an sich selbst verständlich, und niemand versteht irgendetwas für sich allein; zwischen uns jedoch wird vieles verständlich. In Humboldts Worten: „Der Mensch versteht sich selbst nur, indem er die Verstehbarkeit seiner Worte an Andren versuchend geprüft hat.“³²

Dieser Gedanke wird durch die Genealogie des Selbstbewußtseins noch weiter verdeutlicht: Die flüchtige Vorstellung verfestigt sich nur zum Begriff, indem ich sie in Worten äußere und andere Subjekte diese Äußerung durch ihre Worte bestätigen. Nur fortwährende Bestätigung begründet den wirklichen Gegenstand der Erfahrung und bewahrt ihn vor dem Abgleiten in eine Scheinobjektivität. Und nur gegenüber einer so begründeten Realitätserfahrung kann sich ein Selbstbewußtsein bilden und stabilisieren. Diese Realität ist die anerkannte Realität. Nur im Raum solcher Anerkennung hat das Selbstbewußtsein Dasein. – Verstehen ist aber nicht mit jener Bestätigung gleichzusetzen. Diese

³¹ GS VI, 162.

³² GS VI, 155.

ist nur das erste Moment des Verstehens, sie vermittelt das notwendige Vertrauen, ohne welches kein Subjekt fähig wäre, den Widerspruch anderer Ansichten zu ertragen. Wenn das Selbstbewußtsein genügend Bestätigung erfahren und sich daran gebildet und gestärkt hat, wird es in der Lage sein, den Widerspruch als die Äußerung der Ansicht anderer Subjekte zu verstehen. Aber es ist auch noch in diesem Fall der ausgesprochenen Nichtübereinstimmung der Ansichten darauf angewiesen, irgendwie verstanden zu werden. In der Tat wird das Subjekt gerade im Widerspruch besonders ernst genommen. Erst wenn man ihm nicht mehr widerspricht, sondern es nur noch behandelt, wird sein geistiges Dasein zerstört.

Das Subjekt kann die allgemeine Sprache nur in der Weise seines individuellen Gebrauchs derselben erlernen, wie es die allgemeine Natur der Gegenstände nur durch die Bildung eines eigenen Standpunkts der Weltansicht erfahren kann. So erweist sich das Medium der Vermittlung von Subjekten zugleich als das Medium ihrer Individualisierung. Die Sprache „verbindet, indem sie vereinzelt“.³³ Um überhaupt einen objektiven Begriff von Gegenständen und damit von sich selbst gewinnen zu können, muß das Subjekt nach Allgemeinheit seiner Vorstellungen streben. In der Tat aber differenziert es dabei nur immer deutlicher seinen eigenen Standpunkt gegenüber dem Standpunkt derer, von denen es sich Anerkennung erhofft. Immer weniger gelingt es ihm, sich mit anderen Subjekten zu identifizieren, immer mehr ist es aufgrund dieser Erfahrung in der Lage, die anderen als andere Subjekte zu verstehen. Solange und soweit ein freier Raum der Anerkennung besteht und ein Gespräch stattfindet, setzt sich der Prozeß der Individualisierung des Ich durch gegenseitiges Verstehen ununterbrochen fort. „Tief innerlich nach jener Einheit und Allheit ringend, möchte der Mensch über die trennenden Schranken seiner Individualität hinaus, muss aber gerade [...] seine Individualität in diesem höheren Ringen erhöhen. Er macht also immer zunehmende Fortschritte in einem in sich unmöglichen Streben.“³⁴ Es besteht jedoch kein Grund zur Klage. Eher ist die falsche Vorstellung von der Möglichkeit eines solchen Fortschritts das Bedenkliche. Sie entspringt dem Wunsch, sich ein objektives Bild des Subjekts zu machen und verführt damit zum Versuch der Reduktion der Individualität auf einen allgemeinen Begriff.

Im wirklichen Verstehen lassen sich Subjekte gegenseitig frei. Jedes gesteht dem anderen zu, eigene Ansichten der Gegenstände zu haben, solange diese ihm nur irgendwie verständlich erscheinen. Die Verständlichkeit begrenzt den Raum der Anerkennung, der durch den Entschluß zum Gespräch eröffnet wird.

³³ GS VI, 125.

³⁴ Ebd.

– Die Spontaneität in der Wahl des Du stellt es dem Ich prinzipiell frei, wie es das Nicht-Ich (die Welt) in Subjekte und Gegenstände einzuteilen gedenkt, *wen* es verstehen, *was* es wissen will. Die Frage, welche Erscheinungen es als Subjekte, d.h. als seinesgleichen, anzuerkennen vermag, ist eine empirische Frage. Die Frage einer Grenzziehung zwischen der zweiten und der dritten Person wird aus dieser Humboldtschen Sicht zur Grundfrage einer Ethik der Individualität.

Inhalt

Vorwort	7
<i>Erhard Wicke</i> (Kassel) Der Beitrag der Bildungstheorie Wilhelm von Humboldts zur Selbstaufklärung der Aufklärung	11
<i>Wolfgang Neuser</i> (Kaiserslautern) Die Gesetze der Entwicklung Zum Kraftbegriff Wilhelm von Humboldts	33
<i>Hans-Ernst Schiller</i> (Düsseldorf) Freiheit, Fortschritt und Naturgeschichte Geschichtsansichten bei Wilhelm von Humboldt	49
<i>Tilman Borsche</i> (Hildesheim) Denken – Sprache – Wirklichkeit Grundlinien der Sprachphilosophie Wilhelm von Humboldts	65
<i>Jürgen Trabant</i> (Berlin) Wilhelm von Humboldts Akademiereden über die Sprache	83
<i>Clemens Menze</i> (Köln) Wilhelm von Humboldt und die deutsche Universität	111
<i>Dietrich Benner</i> (Berlin) Bildung, Wissenschaft und Universitätsunterricht	131
<i>Karlheinz Fingerle</i> (Kassel) Zur bildungspolitischen Rezeption Wilhelm von Humboldts	151

<i>Hans-Georg Flickinger</i> (Kassel) Die Staatsverfassung „nach bloßen Grundsätzen der Vernunft“ (Wilhelm v. Humboldt)	165
<i>Wolfdietrich Schmied-Kowarzik</i> (Kassel) Reflexionen zu Wilhelm von Humboldts Phänomenologie der Geschlechter	181
Personenregister	199
Siglenverzeichnis	202
Autorenverzeichnis	203

Menschheit und Individualität

Zur Bildungstheorie und Philosophie
Wilhelm von Humboldts

Herausgegeben von
Erhard Wicke, Wolfgang Neuser und
Wolfdietrich Schmied-Kowarzik

Mit Beiträgen von
Dietrich Benner, Tilman Borsche, Karlheinz
Fingerle, Hans-Georg Flickinger, Clemens
Menze, Wolfgang Neuser, Hans-Ernst Schiller,
Wolfdietrich Schmied-Kowarzik, Jürgen Trabant
und Erhard Wicke

Deutscher Studien Verlag · Weinheim 1997

Studien zur Philosophie und Theorie der Bildung
Band 38

Herausgegeben von
Otto Hansmann und Winfried Marotzki